

«Sei solidarisch, bleib nicht in deinem Schneckenhaus»

Kriso Bern, April 2020

«Sei solidarisch, bleibe zu Hause.» Dieser Slogan ist in aller Munde, in allen Medien und sogar auf Plakaten mitten in Zürich zu sehen. Es wird suggeriert, dass du als Mitglied der Gesellschaft deine Solidarität ausdrücken kannst, indem du zu Hause bleibst. Der Slogan ist so präsent, so unumgänglich, dass er sich grosser Aufmerksamkeit erfreut und ihm dadurch auch eine hohe Relevanz zugesprochen wird. Und die Menschen folgen ihm und scheinen das Zuhausebleiben als einzigen richtigen Schritt anzuerkennen. Solidarisch sein, ja unbedingt- doch sind wir denn wirklich so solidarisch, wenn wir genau hinschauen? Sind wir solidarisch, indem wir einfach zu Hause bleiben, oder wird Solidarität nicht, wie schon so oft, einfach denen zuteil, welche sowieso schon eine stabile und geschützte Position in der Gesellschaft einnehmen? Während diejenigen Menschen, mit denen wir immer schon weniger solidarisch waren, nach wie vor keine Priorität erhalten und von keinen, ihre Situation lindernden Massnahmen unterstützt werden?

Von heute auf morgen wurden Massnahmen ergriffen, welche grossen Firmen in ihrer Liquidität unter die Arme greifen sollen. Massnahmen, die einen Teil der Selbstständigen und KMU's unterstützen. Wichtig waren in der Öffentlichkeit auch der Schutz der älteren Bevölkerung über 65 und Debatten über die Systemrelevanz der Gesundheitsberufe und Kinderbetreuung. Letztere zwar ohne, dass konkrete Massnahmen umgesetzt wurden, doch zumindest wurde geklatscht (nicht, dass das ausreicht oder sogar einem zynischen Akt gleichkommt, welcher den niedrigen Stand der Care-Arbeit in der Gesellschaft aufzeigt, doch konnte die Öffentlichkeit nicht mehr wegsehen und es lässt sich hoffen, dass Verbesserungen folgen). Doch wen haben wir vergessen?

Als Sozialarbeiterin arbeite ich im Bereich der Arbeitsintegration, in einem Betrieb, bei dem sich in verschiedenen Programmen mit verschiedenen Zielgruppen alles um Arbeit dreht. Mein Bereich umfasst all jene Menschen, die beim RAV angemeldet sind und noch nicht lange auf Arbeitssuche sind. Das Ziel ist die schnellstmögliche Reintegration in den ersten Arbeitsmarkt. Das funktioniert gar nicht so schlecht. Die Menschen sind arbeitsfähig, motiviert und haben ihr Fachwissen noch sehr präsent. Alles Tugenden, die grosse Anerkennung in unserer Gesellschaft finden. Ein weiterer Bereich in meinem Betrieb umfasst die Abklärung der Arbeitsmarktfähigkeit. Hier werden Arbeitssuchende von der IV angemeldet, mit dem Ziel abzuklären, welche Tätigkeiten, nach einem Vorfall, welcher die Arbeitsmarktfähigkeit einschränkt, noch ausgeführt werden können. Die Teilnahme an diesem Programm dauert etwas länger als für diejenigen, die vom RAV geschickt werden und das Ergebnis ist offener. Es ist zum Beispiel nicht sicher, ob der erste oder sogar der zweite Arbeitsmarkt bei der Reintegration angestrebt wird. Und dann gibt es noch eine Werkstatt, in der geflüchtete Menschen arbeiten und darin ausgebildet werden, handwerkliche Berufe zu lernen, um in einem zweiten Schritt ebenfalls in den ersten Arbeitsmarkt integriert werden zu können.

Als Corona nun Thema wurde, wurden mir und meinem Team innerhalb einer Woche mitgeteilt, dass Massnahmen zum Schutz der Angestellten und der ProgrammteilnehmerInnen getroffen werden. Von heute auf morgen wurde unser Programm eingestellt, wir gingen ins Homeoffice und die TeilnehmerInnen mussten zu Hause bleiben, während kurz darauf auch verkündet wurde, dass die Bezugsdauer der Taggelder verlängert werde und sie ihre Arbeitsbemühungen bis auf Weiteres einstellen durften. Grundsätzlich war dies zu begrüssen, denn es war meine grösste Sorge, dass die Arbeitssuchenden durch die Einstellung des Programms einen Nachteil erleiden könnten. Verwirrung gab es bei meinen ArbeitskollegInnen, die im Programm arbeiteten, welches an die IV gekoppelt war. Sie erhielten keine Anweisungen und mussten vorerst weiterarbeiten. Coachings, Gruppenarbeiten und individuelle Unterstützung wurden also vorerst weitergeführt.

Erst Wochen später erfuhr ich, dass auch die IV nun doch noch Massnahmen zum Schutz der Betroffenen erliess. Die geflüchteten Menschen arbeiten heute noch und wissen nicht genau, wie es weitergeht.

Mit einem kritischen Blick erscheint es mir, als würde man hier ganz klar Prioritäten erkennen, welche die Gesellschaft setzt. Arbeitsmarktnähe und Produktivität vor unterstützungsbedürftig und unproduktiv. Also eine Hierarchie die wie folgt aussieht: RAV – IV – Flüchtlinge. Mit wem sind wir also solidarisch? Sind wir vor dem Corona-Virus wirklich alle gleich?

Wir als Sozialarbeitende sehen bei unserer Arbeit die Lebensbereiche der Menschen, die in der Gesellschaft zweite Priorität haben oder ganz unsichtbar bleiben. Wenn es heisst, alle sollen die Vorsichtsmassnahmen einhalten, zwei Meter abstand nehmen und sich die Hände regelmässig desinfizieren, fragen wir uns, wie soll das gehen, wenn in Asylunterkünften die Betten in Mehrbettzimmern so nahe beieinander stehen, dass die BewohnerInnen sich sogar im Schlaf zu nahe sind? Wie sollen sie sich die Hände desinfizieren, wenn der Mangel an Desinfektionsmitteln bei ihnen am stärksten zutage tritt und zu wenig Mittel vorhanden sind?

Oder wie sollen Jugendliche, welche in einer stationären Einrichtung sind, weil sie Probleme mit ihrer Lebenssituation haben «zu Hause» bleiben? Zwar ist die Einrichtung ihr derzeitiges Zuhause, doch sind auch Heime in solchen Zeiten einem Ausnahmezustand ausgesetzt. Das Personal ist (sowieso) knapp und gestresst und ist im Namen der Gesundheitsmassnahmen nur noch reduziert anwesend, Teamsitzungen fallen aus, so, dass der Standard an Fachlichkeit nicht aufrechterhalten werden kann. In solchen Momenten wartet keine Finanzspritze auf die Institution, es wird kein zusätzliches Personal aufgeboten. Die Lebens- und Arbeitsbedingungen sind sowieso schon herausfordernd und steigern sich in Corona-Zeiten teilweise in unhaltbare Ausmasse für alle Beteiligten.

Das Wort Solidarität wird benutzt, als wäre es ein Werbeartikel. Als könnten es diejenigen, welche einen anerkannten Platz in der Gesellschaft einnehmen, einkaufen, sich damit schmücken und Solidarität zu einem Gegenstand machen, welcher aber gerade durch die Vergegenständlichung leer und hohl wird. Solidarität zeigen endet für uns nicht damit, zu Hause zu bleiben und sich ins eigene Schneckenhaus zu verziehen. Die Krise ist nicht erst seit Corona vor unserer Haustür. Die Krise, die durch die Entsolidarisierung mit denen, die Unterstützung wirklich nötig haben, die schon vor Corona aus der Gesellschaft ausgeschlossen wurden und jetzt noch weiter ins Abseits gedrängt werden, bleibt bestehen.

Das Bild der HeldInnen, die ihren Anteil an Solidarität zollen, indem sie «nur» dem Aufruf folgen, zu Hause zu bleiben, ist zynisch – und auch gefährlich. Es verschleiert die Tatsache, dass die Umstände, welche zur Corona-Krise geführt haben, dadurch nicht geändert werden. Doch eine Krise ist auch immer eine Zeit eines möglichen Umbruchs.¹ Diesen gilt es mitzugestalten. Wir erleben also momentan eine spannende Zeit, in der es wichtig ist aufmerksam und politisch zu bleiben, sich zu solidarisieren, mitzudenken und mitzugestalten. Als Sozialarbeiter*innen haben wir die Möglichkeit die Missstände in den Bereichen in denen wir tätig sind und Einblick haben aufzuzeigen und Forderungen für Veränderungen anzubringen und uns dafür einzusetzen. Last uns aktiv werden, mit anderen in Kontakt treten, Angebote machen, füreinander da sein und uns politisch für die Verbesserung der Verhältnisse von benachteiligten Personen einsetzen. Falls du also Forderungen, Vorschläge, Gedankenanstösse zur aktuellen Situation hast, melde dich doch bei uns: kontakt@bern.kriso.ch oder vernetze dich mit einer anderen Gruppe (z.B. www.coronasoli.ch)

¹ Siehe auch Text von Alex Demirovic: <https://www.zeitschrift-luxemburg.de/in-der-krise-die-weichen-stellen-die-corona-pandemie-und-die-perspektiven-der-transformation/>